

Zu Diensten!? – Pflege als Berufung – aber nicht ohne Selbstachtung (Vortrag Speyer 21.05.2026 – Hans-Ulrich Dallmann, Manuskriptfassung)

Der Begriff des Dienstes ist ein wenig aus der Zeit gefallen. Wenn man „**Dienst**“ in eine Suchmaschine eingibt oder ein Sprachmodell befragt, kommen als häufigste Nennungen: der **öffentliche Dienst** – also der Staat als Arbeitgeber, korrespondierend dazu die **Gewerkschaft ver.di** und schließlich der Begriff der **Dienstleistung**. Das zeigt einen zum Teil großen Abstand zur Herkunft des Begriffs.

Schaut man sich die Wortgruppe um „Dienst“ und „dienen“ in der deutschen Sprache an, stammt die ursprüngliche Wortbedeutung aus dem Umfeld „laufen“ oder „Läufer“ (das ist für Pflegefachpersonen nun wahrscheinlich keine Überraschung), davon abgeleitet steht es für Sklave, Knecht oder Dienstmann. Das entspricht auch dem Wortgebrauch im Neuen Testament, dort ist der „**diakonos**“ der Diener und die „**diakonia**“ der Dienst. Im sozialen und kulturellen Umfeld des frühen Christentums hatte das einen eindeutig negativen Beiklang. Jeder Knecht oder Sklave – wie auch jede Magd oder Sklavin – hatte ihren oder seinen Herrn, seltener eine Herrin. Kein „diakonos“ ohne „kyrios“, kein „servus“ ohne „dominus“ (In meinem Lateinbuch in der Schule, dem berühmten „Bornemann“, waren die ersten beiden Sätze: „Dominus vocat. Servus advolat et intrat.“ Also: „Der Herr ruft. Der Diener (eigentlich hätte man mit Sklave übersetzen müssen) eilt herbei und tritt ein.“ Damit wurde dann schon ein bestimmtes Weltbild propagiert.) Im Dienst eines Herren zu stehen, ist offensichtlich mit dem Status der **Unfreiheit** verbunden. In diesem Sinn ist „Dienst“ oder „diakonia“ unvereinbar mit Selbstbestimmung und Autonomie. Kein Wunder also, wenn der Begriff aus heutiger Sicht keine „gute Presse“ hat.

„Zu Diensten!?“ ist das Thema dieser Tagung. Ich will in diesem Vortrag im Wesentlichen zwei Fragen aufgreifen. **Zunächst** werde ich schauen, wie die Verbindung von „Dienst“ und Pflege historisch entstanden ist. Dies wird uns in das 19. Jahrhundert führen und in die Institution der Diakonissenpflege. Man möge mir verzeihen, dass ich die protestantische Tradition heranziehe. Ich bin evangelischer Theologe und kenne mich in diesem Kontext ein wenig aus, meine Kenntnisse der katholischen Schwesternschaften, die ebenfalls in dieser Zeit an der Entstehung der beruflichen Pflege beteiligt waren, sind dagegen eher oberflächlich. Aber Parallelen liegen zwischen den Konfessionen auf der Hand. **Dann** werde ich diskutieren, was sich für die Pflege in der Gegenwart daraus ergibt, inwieweit also heute eine positive Bezugnahme auf diese Herkunft möglich und sinnvoll ist.

1. Die Entstehung der neuzeitlichen Pflege aus dem Geist der Diakonie

Die berufliche Krankenpflege hat in Mitteleuropa ihre **Wurzeln** in der **christlichen Kranken- und Armenfürsorge**. In Deutschland ist deren Entstehung stark von Theodor und Friederike Fliedner und deren Anstalt in Kaiserswerth beeinflusst. Theodor Fliedner war für die Organisation und Finanzierung der Anstalt in Kaiserswerth verantwortlich. Allerdings scheinen die Impulse für die Qualifizierung der Pflegenden und für das Verständnis von Pflege überhaupt auf Friederike Fliedner zurückzugehen. Deren Intention war weniger, Diakonissenamt und Pflege direkt zu verknüpfen, vielmehr zielt sie auf eine bessere Unterrichtung und Unterweisung der Pflegenden sowie auf eine angemessene Entlohnung. Die für die spätere Zeit prägende Gestalt erhält das Kaiserswerther Modell erst nach Friederike Fliedners Tod im Jahr 1842. Dann setzt sich Theodor Fliedners Programm einer „**Erneuerung des apostolischen Diakonissenamtes**“ auf ganzer Linie durch und bestimmt das Bild der Diakonisse als Krankenpflegerin (zur Geschichte der Kaiserswertherschen Diakonie vgl. Schmidt 1998, Gause 2001). Innovativ war am Kaiserswerther Modell, dass es zum einen den Einsatz von Frauen für die Pflege propagierte – zuvor waren mit der Pflege meist männliche Krankenwärter befasst – und zum anderen an das Modell des Diakonissenamtes anknüpfte. Motiviert waren Fliedners Initiativen ganz im Geist der Erweckungsbewegung an der Mission, für die er soziale Arbeit als Liebestätigkeit in vielfältiger Weise in den Dienst nahm.

1.1. Diakone und Diakonissen im frühen Christentum

Doch bevor wir uns diese Geschichte anschauen, lohnt es sich, kurz zu schauen, woran Flidner anzuknüpfen glaubte. Über die **frühchristliche „Diakonie“** wissen wir nur wenig. Eine Episode aus der Apostelgeschichte (Acta 6, 1-7) erzählt von der Einsetzung von sieben Gemeindemitgliedern, die den Tischdienst beim gemeinsamen Mahl versehen sollten. Daraus leitete sich dann das spezifische **Diakonenamt** ab, das nicht nur soziale, sondern auch gottesdienstliche und andere Aufgaben in der Gemeinde umfasste. Einer dieser Sieben, Stephanus, wurde nach dem Bericht der Apostelgeschichte zum ersten Märtyrer. Ganz offensichtlich gab es weibliche Diakone, die Bezeichnung Diakonisse verbreitete sich allerdings erst in späteren Jahrhunderten. Dass es eine umfassende gemeindliche soziale Tätigkeit gab, ist in der Antike weit bekannt. Selbst der späte römische Kaiser Julian, der nach der Durchsetzung der christlichen Kirche die alte römische Staatsreligion wieder einsetzen wollte, regt soziale Tätigkeiten nach christlichem Vorbild an, weil es „eine Schande sei“, wenn die Römer das nicht selbst hinbekommen sollten. (Markschies 2012, 223) Wie das genaue Verhältnis zwischen der wohlthätigen sozialen Tätigkeit der Gemeinden und dem entstehenden formalen Amt des Diakons ausgesehen hat, lässt sich nicht mehr präzise rekonstruieren, wahrscheinlich gab es eine Vielzahl von Möglichkeiten, das zu organisieren. Allerdings gelang es in der alten Kirche nicht, das spezifisch „diakonische“ Handeln in den Gemeinden zu verankern, stattdessen entstanden mehr und mehr **spezifische Einrichtungen** wie Armenhäuser und Hospitäler, eine große Bedeutung hatten vor allem die **Klöster**. (Albrecht 1999, 784) Um die Jahrtausendwende hatte dann das Diakonat seine spezifische Aufgabe verloren.

Flidner wollte also an das frühkirchliche Amt anknüpfen. Die frühchristlichen Diakonissen waren zum einen **Witwen**, zum anderen **junge unverheiratete Frauen**. Mit der zunehmenden Hochschätzung einer asketischen Lebenspraxis werden die Jungfrau-Diakonissen zum verbreitetsten Modell. Je länger je mehr verschmilzt deren Aufgabe mit der der Klöster und dem Amt der Äbtissin. Aus dieser Tradition leitet dann Flidner auch die Norm der Ehelosigkeit der Diakonissen ab. Im katholischen Bereich war dieser Schwenk nicht notwendig, weil man an der Tradition der Ordensschwestern, sei es im Rahmen von Orden oder von Schwesternschaften anknüpfen konnte.

1.2. Übertragung des Diakonissenamtes in das 19. Jahrhundert

Aber warum war denn der innovative Rückgriff auf ein altes Modell überhaupt an der Zeit? Im Wesentlichen hatte das **gesellschaftsstrukturelle Gründe**. Mit der Entstehung einer funktional differenzierten Gesellschaft hatte sich auch das Modell der Hilfeerbringung verändert. Vereinfacht gesagt sind funktional differenzierte Gesellschaften dadurch gekennzeichnet, dass spezifische Systeme für sie typische **Leistungen** erbringen. Die Produktion und Distribution von Gütern wird Sache der **Wirtschaft**, die Bereitstellung und Verbreitung von Wissen wird Sache der **Wissenschaft**, über Recht und Unrecht entscheidet alleine die **Justiz** und so weiter. Die Erbringung **sozialer Hilfe** wird in dieser Gesellschaftsformation zur Sache von **Organisation**. Das bedeutet nicht, dass etwa privates Engagement komplett verschwindet oder dass innerfamilial – und dann meist von Frauen – Hilfeleistungen wie z.B. die Pflege kranker Menschen nicht mehr erbracht werden. Aber dies allein kann den Bedarf nicht mehr decken.

Legt man diesen theoretischen Rahmen zugrunde, wird deutlich, dass die von Frauen im Rahmen der Mutterhaus-Diakonie geleisteten Pflege eine **Zwischenlösung** im Übergang von geschichteten zu funktional differenzierten Gesellschaften darstellt. Auf der einen Seite entstehen erst die Organisationen und ihnen entsprechende Berufsrollen, um dem steigenden Hilfebedarf zu entsprechen, auf der anderen Seite bedarf es moralischer Ressourcen, um Personen – in diesem Fall wiederum Frauen – für die Erbringung entsprechender Leistungen zu motivieren. Die neuen gesellschaftlichen Umstände erfordern innovative Lösungen – und für diese steht eine entsprechende

soziale Bewegung bereit: die **Erweckungsbewegung**. Die Protagonist*innen dieser Bewegung sind weder dem alten System derart verhaftet, dass sie sich dessen Beschränkungen nicht entledigen können, noch sind sie so weit von diesem entfernt, dass sie in der Lage wären, einen radikalen Bruch zu vollziehen. Das alte, der geschichteten Gesellschaft verpflichtete, System sozialer Hilfe konnte den neuen Herausforderungen nicht mehr begegnen, in diese Lücke stoßen die innovativen Modelle der inneren Mission, die zum einen an die alte moralisch begründete soziale Hilfe anknüpfen, zum anderen aber organisatorische Strukturen erproben, die im Gefolge der weiteren Entwicklung die Organisation sozialer Hilfe vorbereiten.

Eine zentrale Rolle spielt hier das Motiv der **Nächstenliebe**. In der Vergangenheit waren Akte der Nächstenliebe und Barmherzigkeit **anlassbedingt und situativ** ausgerichtet. Sie waren zudem in eine auf Reziprozität, also **Wechselseitigkeit**, gebaute Kultur der Hilfeerbringung eingebettet. Nun aber werden die Gebote der Nächstenliebe und Barmherzigkeit zu **Tugenden** umdefiniert und zu einem Dienstideal für die in der Hilfe Tätigen ausgebaut.

Ein Problem dabei ist, dass die moralische Motivation nicht mehr mit einer allgemein akzeptierten und schichtmäßig übergreifenden Zustimmung rechnen kann. Das ist der historische Moment für die Erweckungsbewegung. Sie ist – zumindest für bestimmte Kreise der Gesellschaft – in der Lage, solch ein moralisch grundiertes Engagement in mehr oder minder spezialisierten Organisationen als eine attraktive Option anzubieten. Meines Erachtens wird so plausibel, warum die Krankenpflege durch Diakonissen für einen kurzen Zeitraum durchaus erfolgreich war, sich aber längerfristig nicht durchsetzen konnte.

1.3. Exkurs: Erweckungsbewegung

An dieser Stelle ist es vielleicht kurz nötig, etwas zum **Trägerkreis** der Diakonissenbewegung zu sagen. Die Erweckungsbewegung im 19. Jahrhundert hat eine ihrer Wurzeln im Pietismus des 17. und 18. Jahrhunderts. Allerdings war sie nicht auf protestantische Christ*innen beschränkt, es gab sie auch im katholischen Raum. Die Erweckungsbewegung zielt auf die Erneuerung der Kirche durch einen **erneuerten persönlichen Glauben** des oder der Einzelnen. Zentral ist die **Erweckung**, also die bewusste Entscheidung für Jesus, die eine Veränderung des inneren und äußeren Menschen bewirkt. Wenn Verallgemeinerungen auch schwierig sind, lassen sich grundsätzlich zwei komplementäre Ziele der Erweckungsbewegung unterscheiden. Da ist **zunächst** eine konservative, wenn nicht reaktionäre Ablehnung der als Folge der Sünde interpretierten Fehlentwicklungen der Zeit: verurteilt werden Aufklärung und Liberalismus ebenso wie später Sozialismus und Kommunismus. Familie, Staat und Kirche waren für Erweckte wie Fliehorte, die Ordnungen, die durch innere (und äußere) Mission vor allen Spielarten der Gottlosigkeit geschützt werden mussten. (Schmidt 1998, 116) **Komplementär** dazu ist die Bewegung positiv ausgerichtet auf das Kommen des Reiches Gottes, durchaus mit apokalyptischer und millenaristischer Ausrichtung, also die Hoffnung auf das bald anbrechende tausendjährige Reich (Becker 2012).

Die protestantische Erweckungsbewegung ist in ihren Spitzen mit der **politisch-konservativen und reaktionären preußischen Elite** verfilzt. Mitte des 19. Jahrhunderts verfügte der Inner Circle der preußischen Monarchie über Wurzeln in der Bewegung: angefangen mit König Friedrich Wilhelm IV., über Otto von Bismarck, den berühmt-berüchtigten und einflussreichen Brüdern Leopold, Ernst Ludwig und Otto von Gerlach, den als „Bibel-Thile“ karikierten Ludwig Gustav von Thile und andere (Clark 2007, 501, Benrath 2000, 164), hinzuzuzählen ist hier auch der Vater Friedrich von Bodenschwinghs, der preußische Finanzminister Ernst von Bodenschwingh. Auch Fliehorte und Kaiserswerth waren in dieses Netzwerk einbezogen, der Hochadel und das preußische Königshaus, insbesondere Friedrich Wilhelm IV., gehörten in den dreißiger und vierziger Jahren zu den Besuchern von Kaiserswerth (Besuchsliste in Sticker 1960, 335-336).

Die **Ausrichtung am Reich Gottes** motiviert die erweckten Christ*innen zur **Mission**. Dabei ist wichtig zu bemerken, dass hier kein wesentlicher Unterschied zwischen innerer und äußerer Mission gesehen wurde. Rebekka Habermas zitiert in diesem Zusammenhang Wichern: „Die innere Mission [ist] aus dem selben Quell des Glaubens und der Hoffnung entsprungen wie die Juden- und Heidenmission“. (Habermas 2008, 657) Protagonisten wie Wichern oder von Bodelschwingh waren sowohl in der inneren wie der äußeren Mission engagiert. Große Unterschiede in den Zielgruppen wurden hier nicht gesehen: „Die Ähnlichkeiten zwischen den jeweiligen Objekten der Fürsorge schienen auf der Hand zu liegen, seien diese nun ‚ein primitives Berg- und Waldvolk auf den Inseln‘ oder ‚die heute noch wilden, heidnischen Sozialdemokraten‘.“ (Habermas 2008, 652) Die Verbreitung des Evangeliums und soziale Arbeit waren dabei eng verknüpft. Im 19. Jahrhundert gehörte auch die Krankenpflege zu diesen sozialen Aktivitäten. Die Klient*innen von Kaiserswerth entstammten – für das entstehende Gesundheitswesen im 19. Jahrhundert typisch – mehrheitlich den **unteren sozialen Schichten**, das gilt für die Anstalt in Kaiserswerth ebenso wie für die gemeindliche Pflege.

1.4. All You Need Is Love – Der Dienst der Diakonissen in der Krankenpflege

Die sozialen Tätigkeiten in den Rettungshäusern, vielfachen Vereinen und schließlich in der Mutterhaus-Diakonie waren kein Selbstzweck, sie waren **Mittel zum Zweck der Mission**. Überdeutlich formuliert Fliedner dies in seiner Hausordnung und Dienstanweisung für die Anstalt in Kaiserswerth im Jahr 1837: „Da sie [scil. die Diakonissen] aber Mägde der Kranken sind, nicht um der Kranken willen, sondern nur um Jesu willen, so haben sie ihnen allen Liebe und Geduld nicht in der Absicht zu erweisen, um von ihnen Lob zu erlangen, daher auch nicht in der Weise, dass sie ihren Eigensinn, Zorn, Neid und andere Bosheit dadurch stärken, sondern stets mit dem Endzweck, dass sie dem Herrn ihre Seelen gewinnen.“ (Zitiert nach Sticker 1960, 250) Die Nächstenliebe, so ist hier festzuhalten, war nicht ethisch im Blick auf die Bedürftigen motiviert, jedenfalls nicht im Blick auf deren leiblichen Bedürfnisse, sondern allein theologisch als **Rettung nicht aus sozialer Not**, sondern als **Rettung vor der ewigen Verdammnis**.

Fliedner wollte für diesen Dienst vor allem junge, unverheiratete bürgerliche Frauen gewinnen, die einen erwecklichen Hintergrund hatten, was bedeutete: „Kenntnis des sündhaften Herzens aus eigener Erfahrung, sowie Erfahrung der Gnade Christi“ (so in einem Dokument von 1871, zitiert in Schmidt 1998, 128-129); oder wie es in der ersten Dienstanweisung von 1837 lapidar formuliert wurde, dass eine Diakonisse „außer schreiben auch gut lesen, etwas rechnen kann und christliche Heilserkenntnis besitzt.“ (zitiert nach Sticker 1960, 245) Es sei nur nebenbei bemerkt, dass Fliedner dieses Ziel nicht erreichte (vgl. Schmidt 1998). Das Amt der Diakonisse verstand Fliedner vor dem Hintergrund des zeitgenössischen protestantischen **Ehe- und Familienverständnisses**, pointiert formuliert dies Ute Gause: „Wenn jene die Auffassung vertrat, dass es die Aufgabe der Frau sei, Kinder zu gebären, und dass sie in Erfüllung ihrer Berufsaufgabe sterbe, wenn sie während der Geburt stirbt, gehörte es zum Ideal des Diakonissenlebens, und hier besonders zu dem der Oberin oder Diakonissenmutter, ihr Leben für den Dienst der Nächstenliebe zu lassen.“ (Gause 2001, 78)

Zentral für die Tätigkeit der Diakonissen ist der **Dienstgedanke**. Beispielhaften Ausdruck findet dies in Fliedners Charakterisierung der Diakonisse: „Sie, die stets zu dienen bereit ist, wird sich nie selbstgefällig erheben oder herrschen wollen; sie wird unter stillem bescheidenen Wohltun nur immer streben, sich zu verleugnen und zu überwinden.“ (zitiert nach Sticker 1960, 271) Zwar kann Fliedner die Diakonissen in Analogie zur Magd Christi auch als Magd der Kranken bezeichnen, dies dient jedoch nicht einer Aufhebung der Asymmetrie im pflegerischen Verhältnis. Die Kranken sind zum Gehorsam gegenüber Schwestern, Wärtern und Ärzten verpflichtet (so die Krankenordnung in Kaiserswerth, dokumentiert in Sticker 1960, 258), wobei dies kein christliches Spezifikum ist, ähnliche Formulierung finden sich in der säkularen Krankenpflege ebenso wie in Arbeitsordnungen für Industriearbeiter (mein Dank für diesen Hinweis gilt Fritz Rüdiger Volz). Vielmehr wird der Dienst heilspädagogisch eingesetzt

mit dem „Endzweck, dass sie dem Herrn ihre Seelen gewinnen.“ (zitiert nach Sticker 1960, 250) Der **Dienst am Kranken** ist ein **Dienst an Christus** in doppelter Weise: Zum einen vertritt der Kranke Christus, dem durch die Pflege gedient wird, zum anderen dient die Diakonisse in der Pflege Christus durch die tätige Verkündigung seines Evangeliums. **Selbstlosigkeit** bis zur Aufopferung, **Gehorsam** bis zur **Unterwerfung** waren die Tugenden, die mit diesem Dienstideal der Nächstenliebe verknüpft wurden.

1.5. A Woman's Worth – Ein überkommenes Weiblichkeitsideal

Flankierend hierzu vertritt Fliedner ein **Frauenbild**, das diese in besonderer Weise, jedenfalls mehr als Männer, geradezu für die Pfllegetätigkeit prädestiniert. So formuliert ein Mediziner in dieser Zeit: „In der Zähigkeit des Körpers Anstrengungen zu ertragen, ist die Frau dem Mann weitaus überlegen; ich kenne Frauen, die wochenlang Nacht für Nacht an dem Bette ihres schwerkranken Mannes gewacht, wochenlang die Kleider nicht abgelegt, sich mit einer flüchtigen Ruhestunde zwischen der gewohnten Tagesarbeit begnügt haben, ohne zu erliegen. Das vermag nur der zarte, aber unendlich elastische und zähe weibliche Körper zu leisten; kein Mann kann es an diesem Punkt mit der Frau aufnehmen.“ (zitiert nach Bischof 1992, 85) Nicht nur von ihrer **moralischen „Natur“**, sondern auch von ihrer **körperlichen Konstitution** ist die Frau zur Pflege wie geschaffen. Diese Position war keine Außenseitermeinung, sie repräsentiert vielmehr den Mainstream der damaligen Diskussion. (Bischof 1992, 81ff) Auch die bürgerliche Frauenbewegung zielte auf eine „**Vergesellschaftung der Weiblichkeit**“ mit der Fixierung der weiblichen „Natur“ auf Eigenschaften wie Mütterlichkeit, Fürsorglichkeit und Empathie. (Praetorius 1995, 173) Für bürgerliche Frauen waren berufliche, bzw. berufsähnliche Tätigkeiten im 19. Jahrhundert rar gesät (anders sah das in der Landwirtschaft oder bei Arbeiterfamilien aus). So sehr das Frauen auf untergeordnete Rollen festschrieb, war die Leitvorstellung im 19. Jahrhundert durchgängig patriarchal, was sich schon daran zeigt, dass bis zum Ende des Jahrhunderts umstritten war, ob der Staat für mehr als eine Elementarbildung für Mädchen verpflichtet sei – nicht zufällig waren die meisten Einrichtungen der höheren Mädchenbildung in religiöser Trägerschaft. (Jacobi 2006) Insofern war die Ermöglichung von Tätigkeiten in religiösen Organisationen schon eine **gewisse Öffnung**, die aber – nicht zuletzt durch den reaktionären Charakter dieser Einrichtungen – durch einen **hohen Preis** erkaufte wurde: die Zementierung der Geschlechterordnung.

Offensichtlich ist, dass Fliedners Konzept der Diakonissenarbeit an keiner Stelle durch das Interesse geprägt war, Frauen einen Zugang zu beruflichen Tätigkeiten zu eröffnen. Sie waren vielmehr Mittel zum Zweck der Mission, vor allem in dienender und unterstützender Funktion. Das Mutterhausssystem beließ sie in einem Status unmündiger Töchter, deren Tätigkeit und Alltag Gegenstand umfangreicher Regulierungen war. Die ideologische Klammer dazu war der Dienstgedanke mit den Dienstideal der selbstlosen Nächstenliebe und der Demut.

1.6. Dienst und Beruf

Das Modell der Pflege als Dienst im Kontext des Diakonissenwesens blieb letztlich nur eine **Übergangserscheinung**, wenn auch bis in die heutige Zeit Diakonissenmutterhäuser und Schwesternschaften weiterhin in der Pflege aktiv sind. Evolutionär erfolgreicher war die Konzeption der **Pflege als personenbezogener Dienstleistung**. Für deren Durchsetzung waren der Siegeszug des **Kapitalismus** und mit ihm die Durchsetzung der **Lohnarbeit** wichtige Bedingungen. **Dienstverhältnisse** entstammen einer geschichteten, feudalen Gesellschaftsstruktur. Der Dienst wurzelt im Verhältnis von **Herrschaft und Knechtschaft** bzw. Dienerschaft. In geschichteten Gesellschaften erbrachten Knechte, Mägde und Dienstboten entsprechende Leistungen. Im 19. Jahrhundert bleiben diese Verhältnisse zwar auch in bürgerlichen Haushalten noch intakt, vor allem beim häuslichen Dienstpersonal. Insgesamt entsteht aber zunehmend der Bedarf an Dienstleistungserbringung auf Sektoren wie

Transport, Reparatur oder im Bank- und Handelswesen. Die Dienstverhältnisse beginnen sich in Lohnarbeitsverhältnisse zu verändern.

Das bringt für personenbezogene Dienstleistungen, wie z.B. für die Pflege **Vorteile** mit sich. Während Dienstverhältnisse entweder durch Herrschaft oder durch Moral abgesichert waren, kann insbesondere die moralische Motivation umgestellt werden auf **den Erwerb des Lebensunterhaltes**. Die intrinsische Motivation wird durch eine extrinsische abgelöst. Pflege wird zum „**Broterwerb**“, eine bestimmte moralische oder ethische Motivation bleibt nicht ausgeschlossen, sie wird aber nicht mehr zwingend erfordert – und bleibt vor allem für die Berufswahl ein Motiv. Eine gewisse Identifikation mit der Tätigkeit und ein Sinnempfinden sind trotzdem wichtig; fehlt der **Sinnbezug** oder die **Identifikation** spricht man zunehmend von **entfremdeter Arbeit**. Insofern besteht – ein je nach Tätigkeit unter Umständen fragiles – Verhältnis zwischen beruflicher Tätigkeit und personaler Identität.

Die Erbringung der personenbezogenen Dienstleistung Pflege geschieht nun also in steigendem Maße in **Lohnarbeitsverhältnissen**. **Dagegen** liefen die kirchlichen Werke im 19. Jahrhundert Sturm. Das ist auch nachvollziehbar, denn die Konzeption des Dienstes im Sinne von „**diakonia**“ ist mit Lohnarbeit nicht vereinbar. Aus dem Dienst der Diakonisse folgt die **freie Liebestätigkeit** in der Nachfolge Christi; als bezahlte Arbeit würde sie ihren spezifischen Charakter und ihren ethischen Wert verlieren. Der „**Beruf**“ der Diakonisse ist nicht die Pflege kranker Menschen, sondern das **Diakonisse-Sein** selbst ist ihr Beruf. Das klingt für unsere Ohren vielleicht seltsam. Es ist aber zutreffend, weil der Berufsbegriff im 19. Jahrhundert anders gefüllt war als heute. Die Vorstellung eines Rufes in eine Tätigkeit oder in ein Amt ist heute nicht mehr weit verbreitet. Das war seinerzeit anders, bei Beruf klang immer die „**Berufung**“ mit. Auch deshalb stand etwa Fliedner der Idee einer geregelten Ausbildung der Pflegekräfte eher distanziert gegenüber, weil nicht die Qualifikation den Beruf konstituierte, sondern der an die Person ergangene Ruf. Gleichwohl hatte sich seit der Reformation das Verständnis von „Beruf“ verändert. War die „**vocatio**“, also der Ruf, zuvor der Ruf in den geistlichen Stand als Priester und besonders als Mönch oder Nonne, verstand **Luther** den Ruf als einen in den weltlichen Stand. Im **alltäglichen „Beruf“** als Bauer, Fürst, Magd oder Schmied sollte sich ein Christenmensch bewähren. So wurde mit der Zeit aus dem geistlichen der weltliche Beruf. So hatte für Luther der Beruf seinen Sinn in sich selbst, er war die Stelle, wohin Gott den Menschen gestellt hatte. An so etwas wie eine freie Berufswahl hatte Luther damals noch nicht gedacht. Wenn also Fliedner und andere an das frühkirchliche Diakonissenamt anknüpfen, knüpfen sie auch an das alte Verständnis von Ruf an: **Gott ruft Frauen in das Amt der Diakonissin**, an dieser Stelle haben sie dem Ruf zu entsprechen und in **Demut der Dienst der Nächstenliebe** zu verrichten.

2. Dienst und Beruf in Demut und Nächstenliebe

Ist es vor diesem Hintergrund heute überhaupt noch möglich, an Begriffe wie Dienst und Berufung anzuknüpfen? Ich glaube, dass das nicht so aussichtslos ist, wie es auf den ersten Blick vielleicht scheint. Diese Anknüpfungsmöglichkeit möchte ich ausloten, indem ich zwei der zentralen Motive betrachte, die mit dem Dienstgedanken verbunden sind: Demut und Nächstenliebe.

2.1. Demut als Selbstbegrenzung aus Freiheit

Zunächst zum Begriff der **Demut**, auch so ein Begriff, der aus der Zeit gefallen scheint. Und wie der „Dienst“ ist auch Demut ein ambivalenter Begriff. In der **griechischen Antike** war er – wenig überraschend – negativ belegt. Demut ist etwas für Sklavinnen und Diener, nichts für freie Menschen. Für Aristoteles ist sie eher ein **Laster** als eine Tugend. Und wie der Dienst wird auch die Demut im **frühen Christentum** dagegen positiv verstanden. Demut erscheint als **Form der Liebe**, ihr wird Selbstsucht, Eitelkeit und Hochmut entgegengestellt. Demut wird in den ersten Jahrhunderten zur **zentralen christlichen Tugend**. Sie spielt eine zentrale Rolle in der Praxis der Buße im Mönchtum: Die Reue angesichts der eigenen Sündhaftigkeit und Unrechtmäßigkeit gegenüber Gott und den Nächsten

mündet in eine Praxis der selbsterniedrigenden Askese. In diesen Kontext gehört auch die Unterscheidung in **wahre**, also aufrichtige, und **falsche**, also geheuchelte, **Demut** – verbunden mit dem Paradox, dass die wahre Demut gar nicht gezeigt werden kann, weil ihre Herausstellung schon ein Hinweis darauf ist, dass sie so wahr gar nicht sein kann. Schon früh wird allerdings mit der Demut auch der **Gehorsam** gegenüber den Oberen verbunden. Schließlich steht sie als Begriff für die eigene Nichtigkeit und – nicht nur bei den Mönchen – für den absoluten Gehorsam.

Genau dieses Verständnis kritisiert **Martin Luther** scharf. Er weist die Idee, dass Demut irgendetwas zum Heil der Menschen beitragen könnte, strikt zurück. Aber ein Motiv bleibt erhalten und wird auch in der Folgezeit beibehalten: Der Gedanke, dass Demut das **Verhältnis des Menschen zu den größeren Zusammenhängen** beschreibt, die das menschliche Leben übersteigen. Das können Natur und Universum sein, die Begegnung mit dem Erhabenen, aber auch die Gleichwertigkeit aller Menschen, die es verbietet, sich über andere zu stellen, sich besser zu halten als andere. So formuliert Schleiermacher, Philosoph und Theologe der Romantik: „Geraubt nur hat der Mensch das Gefühl seiner Unendlichkeit und Gottähnlichkeit, und es kann ihm als unrechtes Gut nicht gedeihen, wenn er nicht auch seiner Beschränktheit sich bewusst wird, der Zufälligkeit seiner ganzen Form, des geräuschlosen Verschwindens seines ganzen Daseins im Unermesslichen.“ In diesem Sinn wird Demut zu einem Gefühl. Bei Schleiermacher ausgedrückt als Gefühl der „schlechthinnigen Abhängigkeit“.

Demut wird so zu einer Form der **Bescheidenheit** angesichts der **Kontingenz der Welt**. Es ist dann nicht die Einsicht in die Unterordnung gegenüber irgendwelchen Autoritäten, sondern die durchaus rationale Einsicht in die eigenen Beschränkungen. Es ist eine Form der Bescheidenheit, die alle Phantasien eigener Größe realistisch in die Schranken weist. Und **diese** Demut steht Menschen im Gesundheitswesen gut zu Gesicht, würde ich meinen. Zeigt sie doch die **Grenzen der eigenen Machbarkeitsphantasien** auf und **entlastet** von der Vorstellung, **alles** machen zu können – oder sogar alles machen zu **müssen**, was vermeintlich in den eigenen Möglichkeiten steht. Demut – so verstanden – ist eine **Selbstbegrenzung in und aus Freiheit** und deswegen eine **Ausdrucksform von Autonomie**.

2.2. Nächstenliebe als Wechselseitigkeit

Nun zur **Nächstenliebe**. Auch dieser Begriff hat eine ähnliche problematische Tradition. Ihre Rolle als Dienstideal im Diakonissenamt hat uns ja bereits beschäftigt. Bis ins 20. Jahrhundert war die scharfe **Gegenüberstellung von Selbst- und Nächstenliebe** im christlichen Kontext weit verbreitet. Zwar hatten seit der Aufklärung viele Philosophen an einer Rehabilitierung der Selbstliebe gearbeitet und sie als eine Gegebenheit der menschlichen Natur herausgearbeitet. Allerdings zogen auch sie eine scharfe Grenze zwischen **natürlicher Selbstliebe** als Sorge um sich selbst und reinem **Egoismus**. (Luhmann 1980) Damit waren sie dann gar nicht so weit von der theologischen Position entfernt. Denn die Gleichsetzung von Selbstliebe mit Selbstsucht und Egoismus findet sich in der biblischen Botschaft **nicht**, im Gegenteil wird eine „normale“ Selbstliebe zumeist unproblematisch vorausgesetzt. (Berger 1991) Darüber hinaus ist die Nächstenliebe in **Wechselseitigkeit** verankert. Dies wird dann deutlich, wenn man die **„Goldene Regel“** (also: Handle andere Menschen, wie du von ihnen behandelt werden willst! Oder in der Alltagsweisheit: Was du nicht willst, dass man dir tu, das...) nicht als Kontrast zur Nächstenliebe versteht. Wechselseitigkeit und Nächstenliebe bestimmen sich **gegenseitig**. Dies darf gewiss nicht so missverstanden werden, dass die Selbstliebe in einem kausalen Sinn die Voraussetzung und der Grund der Nächstenliebe ist, wie bisweilen aus populärpsychologischer Sicht nahegelegt wird. **Weder** zielt die Nächstenliebe auf die selbstlose Aufopferung zugunsten eines anderen, **noch** meint die Wechselseitigkeit der Goldenen Regel eine einseitig zweckrationale Kalkulation des eigenen Vorteils. So verstandene christliche Nächstenliebe schließt das Selbstopfer nicht aus, macht es aber nicht zum Modell der liebenden Zuwendung zum Nächsten. Auch eine steile christologische Interpretation der Nächstenliebe, die sie als Entsprechung zum Opfertod Christi

versteht, übersieht, dass der Kreuzestod Christi gerade auf die Überwindung des Opfers als Möglichkeit der Selbsterlösung zielt.

Hinzu kommt, dass die biblische Nächstenliebe **missverstanden** wird, wenn man sie als Gefühl, als emotionales Gestimmtsein versteht. Nächstenliebe ist auf Handeln bezogen, und nicht auf ein Gefühl der Sympathie. (Berger 1991) Natürlich kann Sympathie mit Nächstenliebe einhergehen, sie ist für diese aber nicht konstitutiv. Das wird im Neuen Testament radikalisiert: Die Nächstenliebe soll auch dem Feind gelten. Daraus ergeben sich im Blick auf die Pflege mehrere Konsequenzen:

Pflegende Beziehungen haben eine **asymmetrische Dimension**. Dies gilt umso mehr bei Menschen, die auf dauerhafte Pflege angewiesen sind. Das ist jedoch nur der Ausgangspunkt, nicht das Ziel pflegerischen Handelns. Pflege zielt vielmehr auf die Bearbeitung der Asymmetrien und die Ermöglichung selbstbestimmten Handelns. Insofern ist Pflege nicht Selbstzweck, sondern hat ihren Wert in der **Anerkennung** der gepflegten Person in ihrem Kontext. Selbstverständlich gibt es pflegerische Situationen, in denen Asymmetrien nicht mehr aufgehoben werden können. Aber selbst da heißt Pflege die Anerkennung des oder der anderen **in seinen oder ihren Einschränkungen**; dies schließt den Versuch ein, selbstbestimmtes Handeln und Entscheiden, so weit realisierbar, zu ermöglichen.

Das Verständnis von Nächstenliebe als **Wechselseitigkeit** nimmt beide Seiten in einer pflegenden Beziehung ernst. Weder ist Pflege in diesem Sinn **selbstlose Selbstaussbeutung noch** beziehungslose **rein marktförmige Dienstleistung**. Selbstliebe und Selbstpflege sind für beide Seiten der Beziehung aner kennenswerte Prinzipien. Pflege droht zu pervertieren, wenn die Selbstpflegemöglichkeit der Pflegenden aus strukturellen oder anderen Gründen nicht mehr gegeben ist.

Für professionelle Pflege ist eine emotional gefärbte Zuwendung kein Wert an sich. Insofern ist zu betonen, dass auch professionelles Handeln als Form der Nächstenliebe zu verstehen ist. Damit soll eine emotionale „Grundierung“ der Pflege nicht ausgeschlossen werden, auf sie allein kann sie aber nicht aufbauen. Pflegefachkräfte müssen zu pflegende Personen nicht mögen, sie sollten sie aber nach dem aktuellen Stand ihres professionellen Wissens behandeln.

2.3. Schluss – Berufsstolz ohne Selbstverlust

Im modernen Berufsverständnis ist ein **Zusammenhang** zwischen der **Berufsarbeit** und der **persönlichen Identität** angelegt. Obwohl neuere Untersuchungen darauf hinweisen, dass diese enge Verknüpfung sich vielerorts auflösen beginnt, ist der Beruf häufig noch prägend für das eigene Selbstverständnis. Das gilt insbesondere in der **Pflege**, gerade weil im Zuge ihrer Professionalisierung ein **Kampf um Anerkennung** ausgefochten wird, der sich zum einen in der Unabhängigkeit von der medizinischen Vorherrschaft, zum anderen im Bemühen um eine Akademisierung der Pflege zeigt. In der Pflege ist das Bekenntnis, Pflegefachkraft zu sein, mehr als nur eine Berufsbezeichnung, es ist gleichzeitig eine **Selbstbeschreibung** und Verortung in einem spezifischen Kontext. Nicht ohne Grund ist in jüngster Zeit das Thema **Berufsstolz** in der Pflege breit diskutiert worden. Aber gerade in einer solchen Situation der Selbstlegitimation durch Beruf und Dienst lauern Gefahren. Gerade Menschen, geprägt durch Fürsorge-Orientierung und Nächstenliebemotivation, die in dieser säkularen Struktur von Selbstrechtfertigung durch Arbeit verstrickt sind, stehen in Gefahr, genau das zu verspielen, was für sie das Besondere des Berufs ausmacht. Deswegen ist für mich der Rekurs auf Demut und eine recht verstandene Nächstenliebeorientierung wichtig. Denn so sehr das Nächstenliebemotiv mit den Quellen des Pflegens verbunden ist, ist Nächstenliebe nicht eine „**ver-sollte**“ **Liebe**, die als Pflicht nur noch mehr in Prozesse der Selbstrechtfertigung und Selbstlegitimation verstrickt, sondern eine **verdankte Liebe**, die zur Wahrnehmung meiner selbst und der anderen in Situationen glücklicher Wechselseitigkeit befreit. So ist auch die „Ver-Sollung“ der Liebe eine der größten Probleme einer Begründung der Diakonie und Caritas. Aber diese Frage muss ein andermal aufgenommen werden

Literatur:

Albrecht, Ruth (1999): Artikel Diakon/Diakonisse/Diakonat, II. Kirchengeschichtlich. In RGG⁴, Band 2, Sp. 784-786.

Berger, Klaus (1991): Historische Psychologie des Neuen Testaments (Stuttgarter Bibelstudien 146/147), Stuttgart (Katholisches Bibelwerk).

Berger, Klaus (1999): „Das Verhältnis von Gottes- und Nächstenliebe nach dem Neuen Testament,“ in: Arnd Götzelmann (Hrsg.) (1999): Einführung in die Theologie der Diakonie. Heidelberger Ringvorlesung (DWI-Info Sonderausgabe), Heidelberg (Diakoniewissenschaftliches Institut der Universität Heidelberg): 55-74.

Bischoff, Claudia (1997): Frauen in der Krankenpflege. Zur Entwicklung von Frauenrolle und Frauenberufstätigkeit im 19. und 20. Jahrhundert (3. überarbeitete und erweiterte Neuauflage), Frankfurt, New York (Campus).

Coors, Michael (2022): Nächstenliebe und professionelle Pflege. In: Kathrin Kürsten, Heike Kautz, Hermann Brandenburg (Hrsg.) – Gerontologie kompakt. Kurzlehrbuch für professionelle Pflege und Soziale Arbeit. Bern (Hogrefe), 29-41.

Dallmann, Hans-Ulrich (2003): Fürsorge als Prinzip? Überlegungen zur Grundlegung einer Pflegeethik. In: Zeitschrift für Evangelische Ethik 47/2003, 6-20.

Dallmann, Hans-Ulrich (2026): What's Love Got to Do With It - The precarious relationship between love of one's neighbour and care (im Erscheinen).

Dallmann, Hans-Ulrich (2026): Artikel „Demut, ethisch“, in SysLEX (im Erscheinen).

Gause, Ute (2014): Die Ordnung der Geschlechter. Männer und Frauen in der Diakonie. In: Ursula Krey, Hans-Walter Schmuhl (Hrsg.) – Von der inneren Mission in die Sozialindustrie? Gesellschaftliche Erfahrungsräume und diakonische Erwartungshorizonte im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld (Luther-Verlag), 289–304.

Götzelmann, Arnd (2000): Die Soziale Frage. In: Ulrich Gäbler (Hrsg.) – Geschichte des Pietismus. Band 3: Der Pietismus im 19. und 20. Jahrhundert. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2000, 272-307.

Habermas, Rebekka (2008) Mission im 19. Jahrhundert – Globale Netze des Religiösen. In: Historische Zeitschrift 287/2008, 629-679.

Huber, Wolfgang (1992): „Selbstbegrenzung aus Freiheit. Über das ethische Grundproblem des technischen Zeitalters, EvTh 52: 128-146.

Kersting, Karin (2002): Berufsbildung zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Eine Studie zur moralischen Desensibilisierung. Bern (Huber).

Kumbruck, Christel (2007): Geschlechterverhältnisse und Ethos fürsorglicher (Pflege-)Praxis im Wandel: Literaturbericht und Problemskizzen zur Tradition weiblichen Dienstes in der Diakonie. Universität Bremen. URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-219632> (letzter Zugriff: 28.01.2025).

Luhmann, Niklas (1973): Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen. In: Hans-Uwe Otto, Siegfried Schneider (Hrsg.) – Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit, erster Halbband. Neuwied, Darmstadt (Luchterhand), 21-43.

Luhmann, Niklas (1980): Frühneuzeitliche Anthropologie: Theorietechnische Lösungen für ein Evolutionsproblem der Gesellschaft. In: Ders. – Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der Gesellschaft, Band 1. Frankfurt (Suhrkamp).

Marschies, Christoph (2012): Das antike Christentum. Frömmigkeit, Lebensformen, Institutionen. 2. durchgesehene und erweiterte Auflage, München (Beck).

Praetorius, Ina (1995): Weiblichkeit als soziale Arbeit? Von der doppelten Moral zur Ethik der Gegenseitigkeit. In: dies., Skizzen zur feministischen Ethik, Mainz (Grünwald), 171-182.

Schiff, Andrea; Dallmann, Hans-Ulrich (2021): Ethik in der Pflege. München (Reinhardt, utb).

Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst (1799/2004): Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Hamburg (Meiner).

Schmidt, Jutta (1998): Beruf: Schwester. Mutterhausdiakonie im 19. Jahrhundert. Frankfurt, New York (Campus).

Sticker, Anna (1960): Die Entstehung der neuzeitlichen Krankenpflege. Deutsche Quellenstücke aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Stuttgart (Kohlhammer).

Sticker, Anna (1987): Von der Berufung zum Beruf. Anfänge einer organisierten Krankenpflege. In: Die Schwester/Der Pfleger 26/1987, 554-560.

van Dülmen, Richard (1990): Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. 3 Bände. München (Beck).